

LUDWIG BECHSTEIN

DIE TEUFELSBRÜCKE



MÄRCHEN UND SCHWEIZER SAGEN
PRONG PRESS

Ludwig Bechstein – Die Teufelsbrücke

LUDWIG BECHSTEIN

DIE TEUFELSBRÜCKE

Die Originaltexte der Märchen stammen aus dem 1926 im Hendel-Verlag, Leipzig, erschienenen „Märchenbuch“; diejenigen der Sagen aus verschiedenen Quellen.

Sämtliche Texte wurden vom Herausgeber Rolf Bächli überarbeitet, stilistisch behutsam modernisiert und an die neue Rechtschreibung angepasst. Einige Stellen sind leicht gekürzt, andere minim erweitert. Im Vordergrund der Überarbeitung stand die Lesbarkeit der Texte. Alte, nicht mehr gebräuchliche und deshalb unverständliche Worte wurden, wo immer dies möglich war, durch aktuelle Bezeichnungen ersetzt.

PRONG PRESS

Impressum

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 2016: PRONG PRESS, 8428 Embrach, ZH

Originaltexte: Ludwig Bechstein

Textbearbeitungen: Rolf Bächli, Embrach

Cover: Anaëlle Clot, Lausanne

Illustrationen: Meret Bächli, Embrach

Layout: Meret Bächli, Embrach

Lektorat: PRONG PRESS

Druck: Medico Druck, Embrach

ISBN: 978-3-906815-01-5

Auflage: 1. Auflage

DIE SIEBEN RABEN

Wie in der Welt wunderliche Dinge geschehen, so geschah es, dass eine Frau sieben Knaben auf einmal gebar. Diese lebten und gediehen alle. Nach einigen Jahren bekam sie auch noch ein Töchterchen. Ihr Mann war ein fleissiger Arbeiter, weshalb ihn viele Leute, die einen Handwerker brauchten, gerne anstellten. Dadurch konnte er seine vielköpfige Familie auf ehrliche Weise ernähren.

Seiner Frau gelang es, durch kluge Haushaltführung nach und nach einen Notpfennig zurück zu legen. Doch dieser treue Vater starb in seinen besten Jahren und die arme Witwe geriet bald in Not, denn sie konnte nicht genug verdienen, um acht Kinder und sich selbst zu ernähren und zu kleiden. Denn die sieben Knaben wurden von Tag zu Tag grösser, brauchten immer mehr Essen und Kleidung und wurden – zum Kummer der Mutter – auch immer unartiger. Ja, sie wurden sogar wild und böse!

Die arme Frau vermochte ihren Kummer und ihr Leid kaum zu ertragen. Sie wollte ihre Kinder gut und fromm erziehen, doch all ihre Strenge und Milde bewirkte nichts; die Herzen der Knaben waren und blieben verstockt. Eines Tages, als ihre Geduld zu Ende ging, sprach sie deshalb: „Oh ihr bösen Rabenjungen! Ich wollte ihr würdet euch in sieben schwarze Raben verwandeln und flöget fort, dass ich euch nie mehr wieder sehen müsste!“ Kaum aber hatte sie den Satz zu Ende gesprochen, als die sieben Knaben immer mehr schwarze Federn bekamen und zu Rabenvögeln wurden. Krächzend flogen sie zum Fenster hinaus und verschwanden.

Nun lebte die Mutter mit ihrem Töchterchen still und zufrieden und die beiden verdienten sich mehr, als sie brauchten. Die Tochter wurde ein hübsches, sittsames Mädchen. Doch nach einigen Jahren bekamen beide – Mutter und Tochter – grosse Sehnsucht nach den sieben verschwundenen Brüdern. Sie sprachen oft von ihnen und meinten, wenn doch die Sieben wiederkämen und brave Burschen wären, so könnten sie alle zusammen arbeiten und viel Freude miteinander teilen. Weil die Sehnsucht nach den Brüdern beim Mädchen immer heftiger wurde, sprach sie eines Tages zur Mutter: „Liebe Mutter, lass mich fortwandern und die Brüder suchen, so dass ich sie von ihrem bösen Wesen abbringen und zu dir zurück lenken kann. Danach kannst du in Ruhe dein Alter geniessen.“ Die Mutter war gerührt und antwortete: „Du liebe Tochter! Ich will dich nicht zurück halten, diese fromme Tat zu vollbringen, wandere ruhig fort und Gott sei mit dir.“ Sie gab der Tochter einen kleinen Goldring, den diese schon als Kind am Finger getragen hatte, als die Brüder in Raben verwandelt worden waren.

Da brach die Tochter auf und wanderte weit, weit fort. Lange fand sie keine Spur von den Brüdern. Aber einmal kam sie an einen hohen Berg, auf dem ganz zuoberst ein kleines Haus stand. Das Mädchen setzte sich hin und blickte sinnend zu dem Häuschen hin. Dieses kam ihr vor wie ein Vogelnest, denn es sah grau aus – wie wenn es durch Steinchen und Zweige zusammengefügt worden wäre. Oder war es doch eine menschliche Wohnung? Die junge Frau dachte: „Ob da oben nicht meine Brüder wohnen?“ Und als sie dann sieben grosse schwarze Raben aus dem kleinen Haus auffliegen sah, bestätigte sich ihre Vermutung. Freudig machte sie sich auf, den Berg zu ersteigen.

Doch der Weg, der hinauf führte, war mit seltsamen, spiegel glatten Steinen gepflastert, dass sie jedes Mal, wenn sie eine längere Strecke überwunden hatte, ausglitt und wieder hinunter fiel. Da wurde die Schwester betrübt und wusste nicht, wie sie hinauf zu ihren Brüdern gelangen könnte. Plötzlich aber sah sie eine schöne weisse Gans und dachte: „Wenn ich doch nur deine Flügel hätte, dann könnte ich bald droben sein.“ Dann sagte sie zu sich: „Kann ich mir denn ihre Flügel nicht abschneiden? Ei, dann wäre mir ja geholfen!“ Gesagt, getan! Sie fing die schöne Gans ein, schnitt ihr die Flügel ab und auch die Beine und nähte sich alles an. Und siehe da, als sie das Fliegen probierte, gelang ihr dies leicht und gut. Und wenn sie müde wurde vom Fliegen, lief sie einfach mit den Gänsefüßen bergan und glitt kein einziges Mal mehr aus. So kam sie schnell an das lang ersehnte Ziel.

Oben angelangt betrat sie das Häuschen. Alles war sehr, sehr klein: Drinnen standen sieben winzige Tische, Stühle und Bettchen. In der Stube gab es sieben Fensterchen und im Ofen standen sieben Schüsselchen – darauf lagen gebratene kleine Vögel und winzige gesottene Vogeleier. Die gute Schwester war von der weiten Reise müde geworden und freute sich, endlich einmal wieder ordentlich ausruhen zu können. Voller Hunger nahm sie die sieben Schüsselchen aus dem Ofen und ass von jedem ein wenig. Sie setzte sich auf jedes Stühlchen, legte sich in jedes Bettchen und als sie zum letzten kam, schlief sie ein und blieb darin liegen. Dass die sieben Brüder zurück kamen, merkte sie gar nicht. Die Raben flogen durch die sieben Fenster in die Stube, nahmen ihre Schüsseln aus dem Ofen und wollten gerade zu picken anfangen, als sie merkten, dass jemand davon gegessen hatte. Nun wollten sie sich schlafen legen, fanden aber

ihre Bettchen verrückt. Und einer stiess einen lauten Schrei aus und sprach: „Oh, was liegt denn da für ein Mädchen in meinem Bett!“ Die anderen sechs hupften schnell herbei und sahen das schlafende Mädchen erstaunt an. Da sprach einer zum andern: „Wenn es doch unser Schwesterchen wäre!“ Sie betrachteten die Schlafende eingehend und plötzlich begann einer nach dem andern zu krächzen: „Ja, das muss unser Schwesterchen sein! Genau solche Haare und genau einen solchen Mund hatte sie doch! Und genau diesen goldigen Ring trug sie doch immer an ihrem grössten Finger!“ So jauchzten die sieben Raben und küssten das Schwesterchen. Aber dieses schlief so fest, dass es lange nicht erwachte.

Endlich schlug das Mädchen die Augen auf und sah die sieben schwarzen Brüder um ihr Bett herum sitzen. Da sagte es: „Seid herzlich gegrüsst, meine lieben Brüder! Gott sei gedankt, dass ich euch endlich gefunden habe. Meine lange Reise habe ich nur euret wegen unternommen, um euch aus der Verbannung zurück zu holen. Wenn ihr nur besseren Sinn in euren Herzen gefasst habt und die liebe Mutter nicht mehr ärgern und fleissig mit uns arbeiten wollt, dann bringe ich euch nach Hause zurück!“ Während dieser Rede hatten die sieben Brüder bitter geweint und sprachen: „Ja, treue Schwester, wir wollen von nun an gut sein und nie wieder unsere Mutter beleidigen. Ach, als Raben haben wir ein elendes Leben geführt und ehe wir dieses Häuschen hier gebaut hatten, sind wir oft vor Hunger und Elend beinahe umgekommen. Dazu kam die Reue, die uns Tag und Nacht folterte, denn wir mussten die Leichname von armen Hingerichteten fressen und wurden dadurch stets an das schauerliche Ende von Sündern erinnert!“ Die Schwester wein-

te Freudentränen, dass sich ihre Brüder gebessert hatten, und rief aus: „Oh, nun wird alles gut. Wenn ihr nach Hause kommt und die Mutter vernimmt, dass ihr anständige Kerle geworden seid, wird sie euch alles verzeihen und euch wieder zu Menschen machen!“

Als nun die sieben Brüder mit dem Schwesterchen heimreisen wollten, holten die Raben ein hölzernes Kästchen, öffneten es und sprachen: „Liebe Schwester, nimm diese schönen goldenen Ringe und blitzenden Edelsteine hier, die wir draussen nach und nach gefunden haben. Binde sie in deine Schürze und trag sie mit nach Hause, denn dadurch können wir als Menschen reich werden. Als Raben trugen wir sie nur um des schönen Glanzes willen zusammen.“ Das Schwesterchen tat, was die Brüder wollten und hatte selber Freude an diesem wunderschönen Schmuck.

Auf der Heimreise trugen die Rabenbrüder einer nach dem andern das Schwesterchen auf ihren Flügeln – bis sie zur Wohnung der Mutter kamen. Dort flogen sie zum Fenster hinein und baten ihre Mutter um Verzeihung und versprachen, von nun an stets gute Kinder zu sein. Auch die Schwester half bitten und die Mutter war voller Freude und verzieh ihren Söhnen aus Liebe. Da wurden die Sieben wieder zu Menschen und plötzlich standen schöne blühende Jünglinge – einer so gross wie der andere – voller Anmut im Raum. Voller Dank herzten und küssten sie die gute Mutter und ihre Schwester, die ihnen treu geblieben war. Bald darauf nahmen sich alle sieben Brüder junge sittsame Frauen und bauten sich ein grosses schönes Haus, denn sie hatten für die Ringe und Edelsteine sehr viel Geld bekommen.

Mit einer siebenfachen Hochzeit weihten sie das neue Haus ein. Dann nahm auch die Schwester einen braven Mann und musste – auf Bitten und Flehen der Brüder – samt ihrem Gatten bei ihnen wohnen bleiben.

So hatte die gute Mutter noch viel Freude an ihren Kindern und wurde von diesen bis ins hohe Alter liebevoll gepflegt und kindlich verehrt.



DIE VERZAUBERTE PRINZESSIN

Es war einmal ein armer Handwerker, der hatte zwei Söhne, einen guten, der hiess Hans, und einen bösen, der hiess Helmerich. Wie das aber manchmal geht in der Welt, so hatte der Vater den bösen lieber als den guten.

Nun begab es sich, dass das Jahr ein besonders teures war und dem Meister der Geldbeutel leer wurde. „Ei“, dachte er, „man muss zu leben wissen. Sind die Kunden doch so oft zu dir gekommen, nun ist es an dir, höflich zu sein und dich zu ihnen zu bemühen.“ Gesagt, getan. Fröhlich zog er aus und klopfte an mancher stattlichen Tür, aber wie es sich so trifft, dass die stattlichen Herren nicht die besten Zahler sind, die Rechnung zu bezahlen hatte niemand Lust.

So kehrte der Handwerker abends müde und matt in sein Heimatdorf zurück. Trübselig setzte er sich vor die Tür eines Wirtshauses, denn er hatte weder das Herz mit den anderen Gästen zu plaudern, noch freute er sich auf das lange Gesicht seiner Gattin. Aber als er so dasass, tief in Gedanken versunken, konnte er es doch nicht lassen, auf das Gespräch hinzuhören, das drinnen geführt wurde. Ein Fremder, der soeben aus der Hauptstadt angereist war, erzählte, dass die schöne Königstochter von einem bösen Zauberer gefangen genommen worden sei. Sie müsse im Kerker bleiben ihr Leben lang. Nur wenn sich jemand fände, der die drei Proben lösen könne, die der Zauberer gesetzt hatte, würde sie frei. Fände sich so einer, so würde diesem nicht nur die Prinzessin gehören, sondern das ganze herrliche Schloss mit all seinen Schätzen dazu!

Das hörte der Handwerker. Zuerst mit halbem Ohr, dann mit ganzem und zum Schluss mit allen beiden. Dann dachte er: „Mein Sohn Helmerich ist ein kluger Kopf; der würde einen Ziegenbock halbieren, wenn man es von ihm verlangen würde. Ich wette, er kann die Proben lösen und so nicht nur Gatte der Prinzessin, sondern Herr über Land und Leute werden!“ Denn so hatte es ja der König verkünden lassen. Rasch ging der Handwerker nach Hause und vergass seine Schulden und Kunden ob der frohen Nachricht, die er eilig seiner Frau berichtete. Schon am nächsten Morgen sprach er zu Helmerich, dass er ihn mit Ross und Waffen ausrüsten wolle zu der Fahrt, und schwuppdiwupp machte sich dieser auf die Reise. Als er Abschied nahm, versprach er seinen Eltern, er werde sie und den dummen Hans gleich holen lassen, am besten in einem sechsspännigen Wagen, als ob er schon König geworden sei.

Übermutig zog er los und liess seinen Mutwillen an allem und jedem aus, das ihm in den Weg kam. Die Vögel, die auf den Zweigen sassen und den Herrgott mit ihrem Gesange lobten, scheuchte er mit einer Gerte von den Ästen. Kein Getier kam ihm in den Weg, mit dem er nicht Schabernack getrieben hätte. Zuerst begegnete er einem Ameisenhaufen. Den liess er durch sein Ross zertreten. Und die Ameisen, die wütend an seinem Pferd und ihm selber hinaufkrochen und ihn bissen, erschlug und erdrückte er alle. Dann kam er an einen klaren Teich, in dem zwölf Enten schwammen. Helmerich lockte sie ans Ufer und tötete elf von ihnen, nur die zwölfte entkam. Zuletzt traf er auf einen Bienenstock, da erging es den Bienen wie den Ameisen. Seine Freude bestand darin, die unschuldigen Kreaturen nicht für sich zu nutzen, sondern sie zu plagen und zu zerstören.

Als Helmerich bei Sonnenuntergang das prächtige Schloss erreicht hatte, in dem die Prinzessin verzaubert worden war, klopfte er gewaltig an die geschlossene Pforte. Alles blieb still, so dass der Reiter immer heftiger an die Türe pochte. Endlich tat sich ein Schiebfenster auf und ein altes Mütterlein mit grauem Gesicht fragte verdriesslich, was er begehre. „Die Prinzessin will ich erlösen“, rief Helmerich, „macht mir geschwind auf.“ „Eile mit Weile, mein Sohn“, sprach da die Alte, „morgen ist auch ein Tag; um neun Uhr werde ich dich hier erwarten.“

Am anderen Morgen um neun Uhr als Helmerich wieder erschien, erwartete ihn das Mütterchen mit einem Fässchen voller Leinsamen, die sie auf einer schönen Wiese ausstreute. „Lies die Körner zusammen“, sprach sie zum Reiter, „in einer Stunde komme ich wieder, da muss die Arbeit getan sein.“ Helmerich dachte, das sei ein alberner Spass, es lohne sich nicht, sich darum zu bücken und ging spazieren. Als die Alte wieder kam, war das Fässchen so leer wie vorher. „Das ist nicht gut“, sagte sie und schüttelte den Kopf. Darauf nahm sie zwölf goldene Schlüssel aus der Tasche und warf sie einzeln in den tiefen dunklen Schlossteich. „Hole die Schlüssel herauf“, sprach sie, „in einer Stunde komme ich wieder, da muss die Arbeit getan sein.“ Helmerich lachte nur und machte es wie vorher. Als die Alte wieder auftauchte und sah, dass auch diese Aufgabe nicht gelöst war, rief sie zweimal: „Nicht gut! Nicht gut!“ Trotzdem nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn die Treppen hinauf in den grossen Schlosssaal. Da sassen drei Frauen – alle drei mit dichten Schleiern verhüllt. „Wähle mein Sohn“, sprach die Alte, „aber sieh dich vor, dass du richtig wählst. In einer Stunde komme ich wieder.“ Helmerich war nicht klüger, als sie wieder kam,

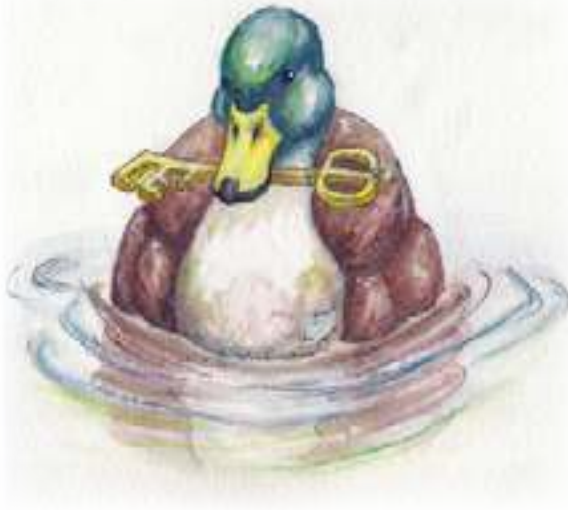
und rief aufs Geratewohl: „Die zur Rechten wähle ich.“ Da warfen alle drei ihre Schleier zurück: In der Mitte sass die schöne Prinzessin, rechts und links davon scheussliche Drachen. Und der zur Rechten packte den verblüfften Helmerich mit seinen Krallen und warf ihn durchs Fenster in einen tiefen Abgrund.

Ein Jahr war bereits vergangen, seit Helmerich ausgezogen war, die Prinzessin zu erlösen, aber noch immer war bei den Eltern kein sechsspänniger Wagen angelangt. „Ach“, sprach der Vater, „wäre doch nur der ungeschickte Hans statt unseres besten Bubens ausgezogen, da wäre das Unglück doch geringer.“ „Vater“, sprach da Hans, „lass mich hinziehen und mein Glück versuchen; ich will es probieren.“ Doch der Vater wollte nicht, denn was schon dem Klugen misslingt, wie soll das der Ungeschickte zu Ende führen? Da der Vater ihm Ross und Waffen versagte, brach Hans heimlich auf und wanderte los. Zu Fuss brauchte er für die Strecke, die Helmerich mit seinem Ross in einem Tag zurückgelegt hatte, wohl drei ganze Tage. Aber er fürchtete sich nicht und schlief in der Nacht auf weichem Moos unter grünen Zweigen so sanft wie unter dem Dach seiner Eltern. Die Vögel im Wald hatten keine Angst vor ihm, sondern sangen ihn in den Schlaf mit ihren besten Weisen. Als er nun zu den Ameisen kam, die noch damit beschäftigt waren, ihren neuen Bau zu vollenden, störte er sie nicht, sondern wollte ihnen im Gegenteil helfen. Alle Tierchen, die an ihm hinaufkrochen, las er ab, ohne sie zu töten, sogar jene, die ihn bissen. Beim Teich angekommen, lockte er die Enten zwar ans Ufer, aber nicht um sie zu erschlagen, sondern um sie mit Brosamen zu füttern. Den Bienen warf er frische Blumen hin, die er am Weg für sie gepflückt hatte.

So kam er fröhlich zum Königsschloss und pochte bescheiden an die Pforte. Gleich tat sich die Tür auf und die Alte fragte nach, was er wolle. „Wenn ich nicht zu gering bin, möchte ich versuchen, die schöne Prinzessin zu erlösen“, gab er zur Antwort. „Versuch es ruhig, mein Sohn“, sagte die Alte da, „aber wenn du die drei Proben nicht bestehst, kostet es dein Leben.“ „Das Wagnis geh ich ein, Mütterchen“, sprach Hans leise, „sag, was ich tun soll.“ Jetzt gab die Alte ihm die Probe mit den Leinsamen und dem Fässchen auf. Hans war nicht faul und auch nicht zu schade, sich zu bücken, aber schon schlug es drei Viertelstunden, doch das Fässchen war noch nicht einmal halb voll. Da wollte er gerade verzagen, aber auf einmal kamen unübersehbar viele schwarze Ameisen des Wegs gekrochen und in wenigen Minuten lag kein einziges Körnchen mehr auf der Wiese.

Als die Alte kam und das sah, sprach sie: „Das ist gut!“ Nun warf sie die zwölf Schlüssel in den Teich, die sollte Hans in einer Stunde herausholen. Aber so tief er auch tauchte, er brachte keinen einzigen davon herauf, da er es gar nicht bis auf den Grund des Teiches schaffte. Verzweifelt setzte er sich ans Ufer. Da kamen die zwölf Entchen herangeschwommen, jede mit einem Schlüssel im Schnabel, die warfen sie vor ihm ins feuchte Gras. So war auch die zweite Probe gelöst, als die Alte wiederkam. „Das ist gut! Das ist gut!“ rief sie und führte ihn nun zum Saal, wo die dritte und schwerste Probe auf ihn wartete. Verzagt sah Hans auf die verschleierte Gestalten, wer sollte ihm hier bloss helfen? Da kam ein Schwarm Bienen durchs offene Fenster geflogen, die kreisten im Saal herum und summteten zu den Köpfen der verummten Kreaturen. Aber von links und von rechts flogen sie schnell wieder zurück, denn die Drachen rochen nach

Pech und Schwefel, wovon sie ja leben. Die Gestalt in der Mitte umkreisten die Bienen friedlich und surrten und schwirrten leise: „Die Mittlere! Die Mittlere!“ Denn von da duftete ihnen der Geruch ihres eigenen Honigs entgegen, den die Königstochter so gerne ass. Als nun die Alte nach einer Stunde wiederkam, sprach Hans getrost: „Ich wähle die Mittlere!“ Da fuhren die bösen Drachen zum Fenster hinaus, die schöne Königstochter aber warf ihren Schleier ab und freute sich auf die Erlösung und ihren schönen Bräutigam. Hans liess nun dem König den schnellsten Boten senden und seinen Eltern einen goldenen sechsspännigen Wagen und liess sie zu sich holen. So lebten alle herrlich und in Freuden und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.



DER ZAUBERWETTKAMPF

Einst ging ein junger Buchbindergeselle in die Fremde und wanderte bis keine einzige Münze mehr in seiner Tasche klimperte. Da endlich zwang ihn sein gespanntes Verhältnis mit dem leeren Geldbeutel dazu, ernsthaft um Arbeit nachzufragen. Bald war er auch von einem Meister angenommen und hatte es dabei sehr gut getroffen. Sein Meister sprach zu ihm: „Geselle, du wirst es gut bei mir haben. Die Arbeit, die du täglich tun musst, ist gering. Du staubst nur die Bücher hier jeden Tag recht gründlich ab und stellst sie dann nach der Ordnung wieder auf. Aber hör mir gut zu: Nur dieses eine Büchlein, welches hier gesondert steht, darfst du weder anrühren, noch hineingehen, sonst wird es dir schlimm ergehen, junger Bursche! Merk dir das wohl! Dagegen kannst du in den anderen Büchern lesen, soviel du nur willst.“

Der Geselle befolgte die Worte seines Meisters getreu und hatte zwei Jahre lang die besten Tage, indem er täglich nur die Bücher abstaubte, dann in manchen von ihnen las und dabei die vorzüglichste Lektüre hatte. Jenes eine verbotene Büchlein liess er unangerührt. Dadurch erwarb er sich das volle Vertrauen seines Herrn, so dass dieser oft tagelang von der Werkstatt wegblieb und zuweilen sogar eine Reise unternahm. Aber wie es den Menschen stets nach dem Verbotenen gelüftet, so regte sich einstmals, als der Meister für mehrere Tage verreist war, in dem Gesellen eine mächtige Begierde, endlich doch zu erfahren, was in dem Büchlein stehe, das bis jetzt immer ganz heilig und unberührt an seinem bestimmten Ort lag. Alle anderen Bücher hatte der Geselle bereits durchgelesen. Zwar sträubte sich sein

Gewissen dagegen, das Verbotene zu tun, aber die Neugierde war mächtiger. Er nahm das Büchlein, schlug es auf und fing an, drin zu lesen. Im Büchlein standen die grössten, kostbarsten Geheimnisse und auch die grössten Zauberformeln waren darin enthalten. Der staunende Geselle war zuerst höchst verwundert darüber, doch nach und nach begriff er den Sinn der Sprüche, so dass er schon anfang, Versuche im Zaubern zu machen. Und siehe da: Alles gelang! Sprach der Bursche einen kräftigen Zauberspruch aus dem Buch nach, so lag im Nu das Gewünschte vor ihm da. Auch lehrte ihm das Buch, jede menschliche Gestalt in eine andere zu verwandeln. Nun probierte er mehr und mehr Sprüche aus und zuletzt verwandelte er sich in eine Schwalbe, nahm das Büchlein in den Schnabel und flog im schnellsten Flug seiner Heimat zu. Sein Vater war nicht wenig erstaunt, als eine Schwalbe zum Fenster herein flog und dass aus ihr plötzlich sein Sohn wurde, den er zwei Jahre lang nicht mehr gesehen hatte. Der Bursche aber drückte den Alten herzlich an seine Brust und sprach: „Vater, nun sind wir glücklich und versorgt! Ich bringe ein Zauberbuch mit, durch welches wir die reichsten Leute werden können“. Das gefiel dem Alten wohl, denn er führte ein armes bedürftiges Leben.

Bald darauf verwandelte sich der junge Zauberer in einen grossen, fetten Ochsen und sprach zu seinem Vater: „Führt mich zum Markt und verkauft mich, aber fordert ja viel Geld dafür, man soll mich teuer bezahlen. Aber vergesst ja nicht, das kleine Stricklein, welches um meinen Hinterfuss gebunden ist, abzulösen und wieder mit heimzunehmen, sonst bin ich verloren.“ Der Vater tat wie ihm der Sohn geheissen: Er verkaufte den Ochsen für eine grosse Summe, denn als er auf dem Markt er-

schien, versammelte sich gleich ein Haufen Volk um ihn. Alle bewunderten den seltenen Riesenochsen und sowohl Christen als auch Juden schlugen sich darum, ihn sogleich zu kaufen. Der Käufer aber, der das höchste Gebot machte, sein Geld bezahlte und den Ochsen im Triumph nach Hause führte, hatte am anderen Morgen statt des edlen Tieres nur noch ein Bündel Stroh in seinem Stall liegen. Und der Buchbindergeselle war wieder wohlgemut daheim bei seinem Vater und lebte mit diesem in Freuden vom verdienten Geld.

Bald darauf verzauberte sich der Bursche wieder, diesmal in einen prächtigen Rappen, und liess sich von seinem Vater auf den Rossmarkt führen und dort verkaufen. Wieder lief eine Menge Volk zusammen, um das wunderschön glänzende schwarze Pferd zu sehen. Inzwischen jedoch war der Meister Buchbinder nach Hause zurück gekehrt und hatte gleich gesehen, was mit dem Zauberbuch geschehen war. Er war nämlich gar kein Buchbinder, sondern ein mächtiger Zauberer, der nur zum Schein eine Werkstatt betrieb. Sogleich setzte er dem Entflohenen nach. An jenem Rossmarkt nun war der Buchbindermeister unter den Käufern, und da er alle Zaubersprüche des Buches kannte, merkte er bald, was es mit diesem wunderbaren Pferd für eine Bewandnis habe, und er dachte: „Halt, mein Bursche, jetzt will ich dich fangen!“ Und so beschloss er, das Pferd um jeden Preis zu kaufen, was ihm auch ohne grosse Mühe gelang, weil er von Anfang an dem höchsten Kaufpreis zustimmte. Der Vater kannte den Käufer nicht, aber das Pferd fing an, heftig zu zittern und zu schwitzen und gebärdete sich ängstlich und scheu. Doch dies alles nützte nichts, denn der Vater konnte die gefährliche Lage seines Sohnes nicht erahnen. Als das Tier von

seinem neuen Eigentümer an einen anderen Platz geführt wurde, versuchte der Vater, unbemerkt das Stricklein vom hinteren Fuss abzulösen. Aber der Käufer liess dies nicht zu, da er genau wusste, dass es dann um seinen Fang geschehen wäre. So musste der Vater ohne das Stricklein abziehen und dachte in seinem Sinn: Er wird sich schon selber helfen können, da er es ja auch vermag, sich selber in ein Pferd zu verwandeln, so wird es ihm durch seine Zauberkunst gelingen, sich im Stall loszumachen und zu mir zurückzukommen.

In jenem Pferdestall aber war ein mächtiges Gedränge von Menschen: Jung und Alt, Gross und Klein wollte das ausgezeichnet schöne Ross sehen. Ein kecker Knabe wagte es sogar, das Pferd zu streicheln und ihm liebkosend auf den Rücken zu klopfen. Das Tier liess sich dieses, wie es schien, ganz gern gefallen. Als sich dieser Knabe dem Pferd immer vertraulicher näherte und begann, es an Kopf und Hals zu streicheln, da flüsterte das Tier dem Knaben leise zu: „Liebster Junge, hast du kein Messerchen einstecken?“ Der verwunderte Knabe antwortete: „O ja, ich habe ein recht scharfes.“ Da sprach der Rappe wieder ganz leise: „Schneide mir doch schnell das Stricklein an meinem linken Hinterfuss ab!“ Gesagt, getan: Schnell schnitt es der Knabe entzwei. In diesem Augenblick fiel das schöne Pferd vor allen Augen in sich zusammen und wurde zu einem Bündel Stroh. Und daraus flog eine Schwalbe hervor und schwang sich aus dem Stall hoch in die Lüfte empor.

Der Meister hatte das Ross nur einen Augenblick ausser Acht gelassen. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren. Er gebrauchte seine Zauberkünste, verwandelte sich rasch in einen Geier und

schoß der flüchtigen Schwalbe nach. Es bedurfte nur einer kleinen Weile, schon hatte der Geier die Schwalbe in seinen Klauen, aber das Vögelchen begriff sofort, wer sein Feind war. Es blickte hinab auf die Erde und entdeckte unter sich ein schönes Schloss.

Vor diesem sass eine Prinzessin, und flugs verwandelte sich die Schwalbe in einen goldenen Fingerreif, fiel nieder und landete gerade der Prinzessin auf dem Schoss. Die wusste nicht, wie ihr geschah, und steckte den Ring an ihren Finger. Aber die scharfen Augen des Geiers hatten alles gesehen. Rasch verwandelte sich der Zaubermeister aus einem Geier in einen schmucken Jüngling, trat zur Prinzessin heran und bat sie höflich, ihm das Ringlein, mit welchem er soeben ein Kunststück gemacht habe, wieder auszuhändigen. Die schöne Prinzessin lächelte errötend, zog den Ring vom Finger und wollte ihn gerade dem Künstler überreichen. Doch siehe da, der Ring entglitt ihren zarten Fingern und rollte als winziges Hirsekörnlein in eine Steinritze. Im selben Augenblick verwandelte sich der falsche Jüngling und wurde zu einem stolzen Gockel, der mit seinem Schnabel emsig in die Steinritzen nach dem Körnchen pickte. Aber gleich darauf wurde aus dem Hirsekörnlein ein Fuchs und dieser biss dem Gockel den Kopf ab. Somit war der Zaubermeister besiegt.

Jetzt aber nahm der junge Geselle wieder seine Gestalt an, sank der Prinzessin zu Füßen und pries sie dankend, dass sie ihn an ihrem Finger getragen und sich so mit ihm verlobt habe. Die Prinzessin war über alles, was vorgefallen war, mächtig erschrocken, denn sie war noch sehr jung und unerfahren und schenkte dem Burschen ihr Herz und auch ihre Hand, aber nur unter der Bedingung, dass er in Zukunft aller Verwandlung entsage und

ihr unverbrüchlich treu bleibe. Dies gelobte der Jüngling und opferte sein Zauberbuch den Flammen – woran er jedoch sehr übel tat, denn er hätte es ja dir, lieber Leser, oder mir schenken können, denn in Ochsen hätten wir zwei uns ganz gewiss nicht verwandelt!



INHALTSVERZEICHNIS

MÄRCHEN

Die sieben Raben	5
Die verzauberte Prinzessin	11
Der Zauberwettkampf	17
Hans im Glück	23
Schwan, kleb an!	28
Der kleine Däumling	34
Der beherzte Flötenspieler	40
Vom tapferen Schneiderlein	45
Goldener	54
Tischlein deck dich	60
Das Märchen vom Schlaraffenland	68
Das Gruseln	73

SAGEN

Blüemlis Alp	87
Der Besserstein	90
Der Pilatus und die Herdmandli	92
Die Bergmandli schützen Herde und Fische	96
Die Tellensage	98
Die Teufelsbrücke	107
Kastelen-Alp	109
Winkelried und der Lindwurm	111
Der Dürst	112
Luzerner Hörner und Mondnacht	114
Der Ursprung des Schweizer Volkes	116
Der Stierenbach	118

NACHWORT

Ludwig Bechstein – Ein verkannter Romantiker	120
--	-----

